

Kriege eine Zeitschrift, und mit ihr die erste Bewegung, die wirken konnte, ohne daß ihr das präziöse Schreckbild d'Annunzios im Wege stand. Die Zeitschrift hieß „La Ronda“ und nahm die Besten von denen auf, die sich damals als die „Jungen“ fühlten und die es auch waren: Cardarelli, Bacchelli, Linati, Emilio Cecchi, Ungaretti, Baldini und andere.

Das Programm, das diese um die „Ronda“ scharte, war vor allem ein Stilproblem. Sie waren gegen die Affektiertheit d'Annunzios, aber sie fanden auch, daß man deshalb nicht gleich mit den Händen zu fressen braucht, wie es anscheinend nicht wenige junge Schriftsteller sofort nach dem Kriege versuchten. Die „Ronda“ konstituierte eine Art aristokratische Legitimus des Schreibens, verpflichtete zum Gebrauch einer allmorgendlich frisch gesäuberten Syntax und forderte Worte mit blankgeputztem Gebiß. Auf den Inhalt des literarischen Werkes nahm sie keinen Einfluß, zog nicht das eine Thema einem anderen vor, sie wollte sozusagen nur ein „Knigges Umgang mit der Sprache“ sein, gleichgültig, ob sich die Schreibenden an Leopardi, Manzoni oder an die Schriftsteller des Trecento hielten, die alle gleich weit entfernt waren vom Plebejertum wie von d'Annunzios Flittergold. Deshalb vielleicht gelang es der „Ronda“, Schriftsteller von so verschiedener Natur und so verschiedenem Temperament, wie die oben genannten, um sich zu scharen. Und auch ihre programmatisch akademische Tendenz erwies sich als nicht minder nutzbringend. Doch die „Ronda“ trug ein bißchen die Gefahren des Parlamentarismus in sich. Es gibt so viele tüchtige Leute, die ausgezeichnete Ideen darüber haben, wie man ein Volk am besten regiert, und die, um diese Ideen verwirklichen zu können, erst Abgeordnete werden müssen, was aber nicht so ganz einfach ist; und um so weit zu kommen, sie verwirklichen zu können, verzichten sie auf ihre Ideen. Eine paradoxe Situation, das „unser täglich Brot“ der Parlamente. Genötigt, so gut zu schreiben, wie es die „Ronda“ wollte, liefen viele Gefahr, auf ihre Persönlichkeit verzichten zu müssen, die verlangt, das zu Sagende so zu sagen, wie es einem am besten dünkt. Und so schlugen die Jungen nach dem Heraufkommen des Faschismus andere Wege ein.

Man sagt im allgemeinen, literarische Polemiken dienen zu nichts. Das stimmt nicht. Sie dienen insofern den Kritikern, als sie ihnen ein Mittel an die Hand geben, die Schriftsteller zu rubrizieren. Da ja der Stil das Persönlichste am Schriftsteller ist, nämlich seine bestimmte und einmalige Art, die Welt zu sehen, so kann es Kontinuität, Geschichte und Übergänge zwischen dem Stil des einen und dem eines anderen nicht geben. Folglich auch keine Literaturgeschichte. Die existierenden Literaturgeschichten sind Ideen- und Lebensgeschichten, durch die Brille der Literatur gesehen. Nützliche Bücher mit verfehlten Titeln. Zur Rubrizierung der Schriftsteller ist jedes Kriterium richtig und falsch. Man kann sie nach Zeitläufen rubrizieren und ebensogut nach der Farbe der Schuhe, die sie tragen. Aber wenn die Schriftsteller polemisieren, so gruppieren sie sich wie Bleisoldaten um bestimmte gemeinschaftliche Ideen; denen sind die stilistischen Effekte gleichgültig, und wer sich über den Wert eines Schriftstellers unterrichten will, muß doch auf seine Bücher zurückgreifen. Wer sich allerdings damit begnügen will, sie in Schubfächern unterzubringen, wie man es mit der Wäsche macht und wie es im allgemeinen die Kritiker mit den Schriftstellern machen wollen, für den kann es gar keine bessere Methode geben.